

HENDRIK F. MEYER

Wir Kinder
EURÓDINS



Roman

fólkvangr

Auszug aus

Wir Kinder Euródins

Hendrik F. Meyer

Roman

fólkvangr Verlag

Impressum

1. Auflage 2025

© Hendrik F. Meyer

Fólkvangr Verlag (Wolfgang Wiegand)

Panzower Weg 35, 18233 Neubukow

www.euródin.com

Herstellung und Druck: Kindle Direct Publishing

ISBN: 978-3-9826855-0-2

Für Irina

*Der Fremde inmitten meiner Mauern,
Er mag böse sein oder gut,
Doch kann ich nicht sagen, welche Mächte steuern,
Welche Gründe bewegen sein Gemüt;
Und wann die Götter seines fernen Landes
Zurückfordern werden sein Blut.*

*Dies war der Glaube meines Vaters
Und das ist auch der meine:
Das Korn soll von einer Garbe stammen
Und die Trauben von einem einzigen Stock,
Ebe die Zähne unserer Kinder zerbrechen
Von bitterem Brot und Wein.*

Rudyard Kipling – Der Fremde

Wenn er doch nur die Zeichnung verstünde! Seit er von ihr geträumt hatte, war er sich sicher, damit den Schlüssel zu allem in Händen zu halten. Jedoch: Beim besten Willen konnte er sich keinen Reim auf sie machen.

Es war früher Morgen und Gerold Siebenthal wanderte den Boltenhagener Ostseestrand entlang, den er sich um diese Zeit nur mit den Seevögeln und einigen Hunden samt deren Besitzern teilen musste. Früher waren ihm hier am Meer die besten Ideen gekommen; doch seit geraumer Zeit war sein Verstand ungefähr so fruchtbar wie der Sand zwischen seinen Füßen.

Vor fünf Jahren hatte er seinen Beruf als Banker an den Nagel gehängt, um der Antwort auf die Frage nachzugehen, die ihn seit seiner Kindheit quälte: Gab es einen Gott? Schon als Dreikäsehoch hatte er durch das Dachfenster seines Zimmers in den Sternenhimmel gestarrt und sich gefragt: Wer war da oben und was wollte er von den Menschen? Was wollte er vor allem von ihm? Es war der Beginn einer Suche gewesen, die bis heute andauerte. Einer Suche, während der er die Schule beendet, studiert, gearbeitet, sich verliebt, geheiratet – mit einem Wort: gelebt hatte. Aber stets hatte die bohrende Frage weiter in seinem Inneren genistet.

Warum plagte sie von allen Menschen ausgerechnet ihn? Wenn er das wüsste. Siebenthal war christlich erzogen worden, doch vermochte er nie an jenen Herrn Jesus Christus zu glauben, den er als Kind unter den wachsamen Augen des Religionslehrers gemalt hatte, wie er auf einem Esel in Jerusalem einzog. Jedenfalls nicht im Sinne eines erst jungfräulich geborenen und dann von den Toten auferstandenen Sohnmanns Gottes. All das war ihm schon absurd erschienen, als er noch nicht einmal die Bedeutung des Wortes gekannt hatte.

Ganz zu schweigen von einer Ethik, die bedingungslose Nächstenliebe bis hin zur Selbstpreisgabe forderte. Jeden Fremden wie ein Mitglied der eigenen Familie behandeln? Auch noch die linke Wange hinhalten und das eigene Schwert zum Pflug umschmieden? Seine Feinde lieben? Das Leben als fortwährende Selbstverleugnung, um mit

einem seligen Dämmerzustand im Jenseits belohnt zu werden: Wozu hatte Gott die Menschen überhaupt erschaffen, wenn es nicht auch darum ging, zu erobern und sich zu behaupten? Dann könnte er ebenso gut jeden Neugeborenen in ein Wachkoma versetzen und Frieden herrschte auf Erden. Oder er hätte sich die Mühe der Schöpfung gänzlich ersparen können.

So hatte Siebenthal die Frage nach Gott irgendwann in tief seinem Inneren vergraben und sich die letzten Glaubensreste mit der Lektüre von »Der Gotteswahn«, dem berühmten Buch des Atheisten Richard Dawkins, ausgetrieben. Er fand sich damit ab, dass es weder ein höheres Wesen noch ein Paradies noch eine Hölle gab und er nach dem Tode schlicht in ein Nichts hinübergleiten würde. Stattdessen widmete er sich einer Karriere im Investmentbanking, erst bei Goldman Sachs, danach bei der Deutschen Bank. Glaubte, ohne Religion glücklich werden und ein normales, bürgerliches Leben führen zu können.

Doch irgendwann war die weiter in seinem Inneren brütende Frage wieder aus ihm hervorgebrochen wie Eiter aus einer Wunde. Sie hatte ihm den fürstlich bezahlten Job, die Ehe mit Dolores, sein ganzes Leben schal und leer erscheinen lassen. Als gähnte in seinem Inneren ein Loch, das er nicht mit den Ablenkungen füllen konnte, die anderen Menschen genügten.

Seitdem befasste er sich systematisch mit Religion und war bald auf ein grundlegendes Problem gestoßen, das seine Zweifel von Neuem nährte: Wenn es einen, und *nur* einen Gott gab – wieso unterschieden sich dann die Vorstellungen der Menschen von ihm auf so grundlegende Weise? Darüber hatte er sogar ein Buch veröffentlicht: »Die Phänomenologie Gottes«. In dem hatte er sich bemüht, das Bild des Einzigen und Wahren aus den Gottesvorstellungen und religiösen Praktiken sämtlicher Menschheitskulturen herauszudestillieren. Was auf den ersten Blick wenig schwierig erschien, schließlich gab es so etwas wie eine Entwicklungsgeschichte der Religion:

Begonnen hatte es in der Urzeit mit der Verehrung der Seelen der Ahnen – die Idee einer unsterblichen Seele war allen menschlichen Religionen gemein. Später wurden aus den Seelen Geister, die unter jedem Stein und in jedem Fluss steckten und besänftigt und be-

schworen werden wollten. Die Geister wiederum mutierten irgendwann zu Göttern, erst lokalen, dann Stammesgöttern. Im Zuge der Sesshaftwerdung vor zehntausend Jahren wurden diese wiederum zu einer arbeitsteiligen Göttergruppe verbunden, die nach und nach nicht nur für den Stamm, sondern für ein ganzes Volk, eine Kultur, ja eine Zivilisation zuständig war. Schließlich wurde einer der Götter dieses Pantheons zum Haupt- oder Himmelsgott erklärt und die »Nebengötter« irgendwann ganz weggelassen. Am Ende stand der Glaube an einen einzigen, personenhaften Schöpfergott in Form des abrahamitischen Monotheismus, und zwar erst in Gestalt des Judentums, dann des Christentums und schließlich in der Ausprägung des Islams – der letzten und höchstentwickelten Stufe der Religion, könnte man somit sagen.

Hier allerdings war er auf das erste Problem gestoßen: Denn offenbar waren nicht alle mit dieser religiösen »Evolutionsgeschichte« einverstanden. Wer wie Juden und Christen das Götzentum als durch den Monotheismus überwundenen Aberglauben bezeichnete – der musste konsequenterweise auch akzeptieren, dass Mohammed der letzte und somit maßgebliche Prophet jenes einzigen Gottes war; es sei denn, man bezeichnete Jesu Nachfolger als Betrüger, was sich heutzutage niemand mehr getrauen würde. Somit müssten die Juden ihre Synagogen und die Christen ihre Kirchen zusperren und sich in der nächstbesten Moschee Allah zu Füßen werfen.

Der Koran als letztgültiges Wort Gottes: Klappe zu und Affe tot. Damit hätte er sein Buch beschließen können – und zwar ganz im Sinne der Muslime, für die der Islam natürlicherweise in der ganzen Welt zu herrschen hatte.

Etwas in Siebenthal sagte ihm jedoch, dass dies nicht stimmte. Und wenn doch, wäre es entsetzlich für ihn und weitaus schlimmer, als gäbe es gar keinen Gott. Dann wäre es ihm lieber, Dawkins hätte recht und die angeborene Religiosität des Menschen wäre lediglich ein Abfallprodukt der Evolution des Bewusstseins und Religion nur ein Hirngespinnst.

Denn zu abstoßend war ihm das Kriecherische, Unterwürfige sowohl des Christentums als auch des Islams. Erstere glaubten an etwas so Absurdes wie eine Erbsünde, die es zu tilgen gelte. Der Blick ihrer

Priester war verhangen, ihr Wesen weibisch und verdruckst, ihren Stolz zogen sie aus Buße und Selbsterniedrigung. Ihre zum Gebet gefalteten Hände stellten die Geste dar, mit der Leibeigene einst ihre Knechtschaft unter ihrem Lehnsherrn besiegelt hatten.

Muslimen wiederum warfen sich beim Gebet ihrem Gott zu Füßen wie ihre Vorfahren, die sich ihrem weltlichen Herrscher nur auf Knien rutschend und mit auf den Boden geheftetem Blick hatten nähern dürfen. Gehorsam wie Sklaven, und wie diese umso unerbittlicher, wenn sie Macht gewannen über solche, die noch tiefer standen als sie selbst.

Im Zeichen der Liebe Allahs waren Mohammeds mordende und plündernde Truppen durch Asien gezogen. In Europa wiederum hatte man die letzten dem »Heidentum« anhängenden Skandinavier mit einem Schwert an der Kehle von den Vorzügen des barmherzigen Christengottes überzeugt.

Es war diese augenscheinlich despotische Natur Gottes gewesen, die Zweifel in Siebenthal geweckt hatte. Denn sie stand im Widerspruch zu dem, was er als Wesen der verschiedenen Völker der Erde wahrnahm.

In Asien zum Beispiel existierte bis heute ein wildwüchsiges Nebeneinander der Anhänger verschiedenster Religionen: von Ahnenkult und Geisterglaube über den polytheistischen Hinduismus, den Buddhismus mit seinem ungreifbaren, nur das Wesen des Seins an sich verkörpernden Gottesbild, bis hin zum Konfuzianismus, einer rein philosophischen Gesellschaftslehre. Und dennoch besaßen all diese Glaubenssysteme als gemeinsamen Kern ein Menschen- und Gottesbild, das sich wie folgt ausdrücken ließ: *Du sollst ein Ganzes sein und nicht ein Einzelnes*. Harmonie und Einswerdung waren das Ziel, nicht individuelle Verwirklichung.

Im Christentum hingegen spielte die Gemeinschaft kaum eine, im Islam nur eine untergeordnete Rolle. Hier wie dort ging es vornehmlich um das Verhältnis des Einzelnen zu Gott. Sicher, wer ins Paradies gelangen wollte, musste auch gut zu seinen irdischen Brüdern sein. Doch stets drehte es sich um das Heil der eigenen Seele – in einem Fall zu gewinnen durch Selbstverleugnung und Feindesliebe, im anderen durch die Unterwerfung unter Gott. Man betete in der Gemein-

schaft, aber ebenso allein – und nicht nur für andere, sondern auch ausschließlich für sich selbst.

Wer lediglich die Gegenwart kannte, mochte dies für selbstverständlich halten. Doch Siebenthal wusste, dass dies keineswegs der Kern aller Religionen gewesen war. In den antiken Religionen der Griechen, Römer, Kelten und Germanen ging es stets auch um das Heil der Gemeinschaft, sei es die eigene Familie, das eigene Dorf, die Sippe oder der Stamm. Niemand wäre auf die Idee gekommen, einen der alten Götter allein und nur für sich selbst anzurufen. Bat man um eine gute Ernte, dann für das ganze Dorf.

Doch das war nicht alles: Kein Europäer hätte sich vor seinem Gott, hieß er Zeus, Jupiter, Teutates oder Odin, in den Staub geworfen. Man stand respektvoll, aber aufrecht vor ihnen, verehrte sie, hielt sich an ihre Regeln, soweit man sie kannte, und kämpfte für sie, wenn es sein musste. Dafür wurde man vielleicht im Leben und danach belohnt; aber man empfand sich nicht als Untertan, sondern als Teil einer Familie, und das Heil des Einzelnen war stets mit dem aller verknüpft.

Darüber hatte Siebenthal lange nachgedacht. War nun der stolze Charakter der heidnischen Europäer, ihr Empfinden, ein Volk von aufrechten Gleichen zu sein und keine Masse von unterwürfigen Untertanen, bloß Ausdruck einer Verblendung gewesen, die mit der Hinwendung zum wahren Glauben, heute dem Christentum und morgen möglicherweise dem Islam, überwunden werden musste?

Vielleicht. Doch vor zwei Wochen, als er schon hatte aufgeben wollen, war ihm im Traum die Zeichnung erschienen.

Gerold Siebenthal befand sich inzwischen auf der halben Strecke seines üblichen Spaziergangs, zwischen der Steilküste am westlichen Ende des Boltenhagener Strands und der Seebrücke gegenüber dem Kurpark. Und genau dort begann es in ihm zu kribbeln, und ein noch gestaltloser Gedanke stieg in ihm auf. Er hielt abrupt inne, strich sich durch den Bart und starrte aufs Meer. Dann zog er das mittlerweile zerknitterte Blatt aus der Hosentasche, das er seit einigen Tagen bei sich trug.

Er studierte zum hundertsten Mal die Zeichnung, die er nach seinem Traum hastig auf das Papier gekritzelt hatte: Drei von Runen,

den alten germanischen Schriftzeichen, umrandete Spiralkreise, deren Sinn ihm bis jetzt verborgen geblieben war.

Doch nun stöhnte er auf und schlug sich an die Stirn.

Denn plötzlich wusste er die Antwort.

...

Nachdem ihn am Strand die Erkenntnis wie ein Blitz getroffen hatte, war Siebenthal in sein Haus hinter den Dünen zurückgeeilt. Dort angekommen, hastete er ins Arbeitszimmer. Er fegte das auf dem Schreibtisch liegende Exemplar seiner »Phänomenologie Gottes« ebenso beiseite wie Klarsichthüllen voller Ausdrücke und unvollendeter Texte. Dann zog er das gefaltete Blatt mit der Zeichnung aus der Hosentasche. Er glättete es sorgsam und legte es auf die freigewordene Fläche. Sich setzend, betrachtete er sein Traumbild mit völlig neuen Augen:



Die einzelnen Elemente hatte er bereits vorher verstanden: Es handelte sich zum einen um Runen des Älteren Futhark, des frühesten Alphabets jener germanischen Schriftzeichen, und zum anderen um die drei Kreisbögen einer Triskele; nur dass letztere auf dem Kopf stand, denn üblicherweise lagen der einzelne Kreis oben und die beiden parallelen unten. Die Rune links oben stellte das Zeichen Othala dar. Sie stand für den Laut »O«. Die beiden Runen rechts oben lasen sich »VE« und die beiden unten in der Mitte »VI«. Schon vorher hatte er vermutet, dass die Othala für den Gott Odin stand. In dieser Bedeutung wurde sie auch ab und zu von neuheidnischen Grüppchen verwendet.

Rätselhaft war ihm jedoch die Bedeutung der übrigen Runen und der Triskele geblieben. Jedenfalls bis vorhin, als einige unscheinbare Zeilen der Edda in seinem Inneren aufgetaucht waren, über die er irgendwann gestolpert war, ohne ihnen irgendeine Bedeutung zuzumessen. Er stand wieder auf, lief zu seinem Bücherschrank an der

gegenüberliegenden Wand und zog eine Ausgabe jener altnordischen mythologischen Überlieferung hervor. Fieberhaft blätterte er in ihr, bis er endlich fand, wonach er suchte: Es stand in der Gylfaginning, einem Teil der Jüngerer Edda. Der Form nach die Reise des schwedischen Königs Gylfi in der Verkleidung eines alten Mannes in das Götterheim Asgard. Dort wollte jener Gylfi herausfinden, was es mit den mächtigen Asen, den Göttern des nordischen Pantheons, auf sich hatte – was Odin ihm in einem Frage-und-Antwort-Spiel erklärte. Wonach Siebenthal suchte, stand im sechsten Kapitel:

»... Er [Burri] war schön von Angesicht, groß und stark und hatte einen Sohn, der Borr hieß. Dieser vermählte sich mit Bestla, der Tochter des Riesen Bölthorn; da gewannen sie drei Söhne: Der erste hieß Odin, der zweite Vili und der dritte Vé. Und dies ist mein Glaube, dass dieser Odin und seine Brüder die Lenker von Himmel und Erde sein werden.«

Während er das »O« schon zuvor mit Odin verbunden hatte, war ihm nun ebenso klar, dass »VE« für den Gott Vé und »VI« für den Gott Vili stand. Für sich genommen musste dies nichts heißen, schließlich kannte die nordische Mythologie Hunderte von Göttern. Doch jetzt betrachtete Siebenthal die über seinem Schreibtisch hängende Weltkarte und kombinierte sie mit der Symbolik der Triskele: Der Kreis links oben, begriff er, stand offensichtlich für den Westen, also Europa, der rechts oben für Asien und der untere für Afrika einschließlich des Orients. Somit war Odin der Gott der Europäer, Vé derjenige der Asiaten und Vili der der Afrikaner. Doch da die menschlichen Großrassen und ihre Kulturen einst gemeinsam aus dem afrikanischen Urmenschen hervorgegangen waren, existierten die Kreise nicht getrennt, sondern waren in einer Triskele verbunden.

Das war für Siebenthal allerdings nicht das Entscheidende. Vielmehr kannte er nun die Antwort auf seine lebenslange Suche nach dem wahren Gott: *Es gab ihn nicht. Sondern es gab drei.* Deshalb und aus keinem anderen Grund unterschieden sich die religiösen Vorstellungen der orientalischen, europäischen und asiatischen Kultur so fundamental. In ihr spiegelte sich nichts anderes als der Charakter

ihrer jeweiligen Götter: Vilis Wesen glich dem eines orientalischen Herrschers, der bedingungslose Unterwerfung erwartete. Vé verlangte Hingabe und Einswerdung mit dem Ganzen, die Auflösung des Ichs.

Und Odin? Gewiss forderte auch Er Gefolgschaft. Aber Unterwerfung? Siebenthal schüttelte den Kopf. Nein, er war sich sicher, dass das nicht stimmte. Odin ging es, fühlte er, um die Verfolgung eines gemeinsamen Heils, aber durch stolze Freie, nicht durch Sklaven. Das alles wurde ihm mit einem Mal klar. Wie blind war er doch die ganze Zeit gewesen!

Er setzte sich wieder und die Gedanken wirbelten durch seinen Kopf und er musste sie erst einmal ordnen. Drei Götter statt einem. Das erklärte einiges, warf jedoch andererseits neue Fragen auf. Zum Beispiel: Wieso gab es nicht nur *einen* Gott? Und wieso ausgerechnet drei? Das verstand er noch nicht. Fast alle religiösen Kosmogonien gingen von einem einzigen Schöpfergott aus. Gab es mehrere, waren die zusätzlichen eher Assistenten des Einen und Wahren. Der Edda zufolge lenkten die drei Brüder jedoch Himmel und Erde gemeinsam, waren somit gleichberechtigt. Konnte man dies auch so verstehen, dass sie die Welt in drei Reiche aufteilten, die jeder für sich regierte?

Siebenthal lehnte sich im Stuhl zurück, seufzte und schaute durchs Fenster seines Arbeitszimmers auf das Meer, das vor sich hin brütete wie er selbst. Was ihm zuerst als Lösung erschienen war, warf neue Probleme auf. Eines jedoch hatte sich geändert: Bislang war seine Suche eine einsame gewesen. Nun hatte er das Gefühl: *Er war nicht mehr allein*. Sein Gott hatte ihn erhört, Er hatte ihm etwas mitgeteilt und sie würden einen gemeinsamen Weg gehen, der gerade erst begann. Dies erfüllte Siebenthal mit einer Wärme und Zufriedenheit, die er lange nicht mehr, vielleicht noch niemals gespürt hatte.

Und wer war sein Gott? Odin natürlich. Schließlich war er Europäer und kein Asiat oder Afrikaner. Wenn er so darüber nachdachte, ergaben sich jedoch schon hier zwei Probleme: Odin war nur *ein* Gott, wenngleich der Hauptgott des germanischen Pantheons. Was aber war mit all den anderen, die ihm geläufig waren? Etwa mit der Liebesgöttin Freya? Oder dem Wettergott und Beschützer der Menschen Thor? Oder Tyr, dem Kriegsgott und Hüter des Rechts? Wenn

er das, was er nun als seine Offenbarung ansah, richtig interpretierte, konnte dies lediglich ein Missverständnis sein. Es musste sich um Emanationen, Gestaltwerdungen, ein und desselben Gottes handeln. In diesen verkörperte Er jeweils eine andere der ihm von den Menschen zugeordneten Rollen. Odin blieb Odin, mochte Er gerade den Schleier der Liebesgöttin oder den Helm des Kriegsgottes tragen.

Oder vermutete er dies nur? Siebenthal tat etwas, was er von nun an immer tun wollte: Er lauschte in sich hinein. Denn dort, irgendwo in der Tiefe seines Bewusstseins, oder seiner Seele, war Er in ihm. Vielleicht nicht immer oder oft unbemerkt, aber dort musste er Ihn suchen und um ein Signal dafür bitten, ob das, was er gerade dachte, stimmte. Und er vernahm jetzt eine Art zustimmendes Brummen.

Siebenthal hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, wie sich eine religiöse Offenbarung anfühlte. Seine Absicht war es gewesen, sich dem Göttlichen allein durch die Sammlung von Wissen und die Arbeit seines Verstandes zu nähern. Auf einmal begriff er, dass all die Steintafeln, die Stimmen aus brennenden Dornbüschen, die Flammenschriften an Wänden und nächstens in der Höhle zum heiligen Diktat anrückenden Erzengel nur Hokuspokus waren, bestimmt für ein abergläubisches Publikum. Echte Offenbarungen stellten stets ein stummes – oft, ahnte er, mühsames – Zwiegespräch dar zwischen dem Verstand, der Seele und dem in ihr zu Gast weilenden Gott.

Seine Gedanken kehrten zum Inhalt jenes Zwiegesprächs zurück. *Ein* Gott also, kein Pantheon, alles andere hätte ihn auch gewundert. Doch wie sollte er ihn nennen? »Odin« war nur die spätere nordgermanische Namensvariante jenes Gottes, den die Südgermanen »Wodan« oder »Wotan« nannten und der noch im englischen »Wednesday« steckte. Es ging jedoch, stellte sich nun heraus, nicht ausschließlich um die Germanen, sondern um alle Europäer. Zeus hatte der Hauptgott der Griechen geheißen, Jupiter der der Römer, und bei den Kelten war es am ehesten Teutates gewesen. Der Name eines slawischen Gottes wollte ihm spontan nicht einfallen. Wie also könnte man verdeutlichen, dass Odin, ähnlich wie seine scheinbaren Nebengötter, nur der Name ein und desselben Gottes für alle Europäer war? »Ozeujutes« etwa? Nein, das klang schrecklich. Dann kam Siebenthal die Erleuchtung. Wie so oft lag die Lösung im Offensichtlichen:

Europa und Odin – »Eurodin« sagte er laut vor sich hin. Wie klang das? Wieder lauschte er in sich hinein und vernahm jedenfalls keinen Widerspruch.

Gerade wollte er den Namen auf ein Blatt notieren, als ihn ein Miauen ablenkte. Fortuna war durch die im Sommer stets geöffnete Terrassentür hereingeschlichen. So hatte Siebenthal das Kätzchen getauft, weil er weder ihren Besitzer noch ihren richtigen Namen kannte. Das zierliche Geschöpf mit dem schwarz-weiß-gefleckten Fell besuchte ihn ab und zu und ließ sich von ihm inzwischen kraulen. Liebevoll hob er sie in seinen Schoß und sagte: »Du hast mir Glück gebracht. Dafür bekommst du ein Stück Fisch.«

Er trug sie auf den Armen in die Küche und holte ein aufgetautes Stück Seelachs aus dem Kühlschrank. Das legte er auf einen Teller und überließ Fortuna ihrer unverhofften Leckerei.

Zurück im Arbeitszimmer schrieb er nun den neuen Namen seines Gottes auf. Dabei merkte er, dass noch etwas fehlte – und es hatte mit der Betonung des Wortes zu tun. »Eurodin«, auf der ersten Silbe betont, klang eher nach einer EU-Behörde als nach einem Gott. Da fiel ihm ein, wie oft im altnordischen Original der Edda ein Akut auftauchte, der die Betonung des Wortes bestimmte. Also ergänzte er ein »´« über dem »o«, sodass sich »Euródin« ergab. Das sah nicht nur besser aus und verlieh dem Namen etwas Unverwechselbares, es sprach sich nun auch »Euródin« aus, oder am besten gleich »Jurou-din« – schließlich war Englisch und nicht Deutsch die Sprache des modernen Europäers.

Und was sagte Er dazu? Siebenthal nahm in sich ein Achselzucken wahr. Vermutlich war es seinem Gott egal, solange Er sich gemeint wusste und es nicht despektierlich klang. Schließlich standen alle Gottes-»Namen« lediglich für allgemeine Umschreibungen des Göttlichen. *Odin* bedeutete je nach Lesart »der Inspirierte« oder auch »der Wütende«, *Jahwe* »der, der ich bin«, *Buddha*, wenngleich nur ein Mensch, »der Erwachte« und *Allah* war schlicht das arabische Wort für »Gott«.

Siebenthal lehnte sich zurück und gönnte sich ein weiteres Seufzen. Der Gott, den er seit seiner Kindheit so verzweifelt gesucht hatte,

trug nun immerhin einen Namen. Selbst wenn er sonst vieles über ihn noch nicht verstand.

Das Klingeln der Haustür riss ihn aus seiner Andacht. Ein Hausierer oder Spendensammler, nahm er an, ansonsten besuchte ihn niemand unangemeldet. Normalerweise öffnete er deshalb gar nicht, doch in seiner heutigen Beschwingtheit nahm Siebenthal es nicht so genau. Vielleicht klopfte das Glück heute ein zweites Mal an seine Tür.

Doch als er öffnete, stand vor ihm eine Dame mittleren Alters, die er nie zuvor gesehen hatte. Sie bot weder Tiefkühlkost noch Zeitschriften feil, sondern sagte: »Guten Tag! Ist zufällig meine Katze bei Ihnen?«

Das stürzte ihn in Verlegenheit. Er hatte sich nie darüber Gedanken gemacht, dass Fortuna einen Besitzer haben könnte, der sie vermisste. Leugnen war zwecklos, denn das Objekt der Nachfrage schlich bereits zwischen seinen Beinen zur Tür, sich das Maul noch von der Mahlzeit leckend. Wahrscheinlich hatte sie die Stimme ihres Frauchens erkannt.

Die Dame hob sie hoch, schloss sie in ihre Arme und streichelte sie. »Jasmin, da bist du ja, du alte Stromerin!«

»Fortuna« gefiel ihm besser. »Tut mir leid, das wusste ich nicht! Sie kommt über die Terrassentür ins Haus und ich gebe ihr ab und zu ein bisschen Milch oder Fisch. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.«

»Aber nein! Sie lässt es sich eben gerne gut gehen, nicht wahr?« Sie schaute ihr ein wenig vorwurfsvoll in die dunkelgrünen Augen und kraulte sie weiter. Dann blickte sie Siebenthal an: »Solange ich weiß, dass sie bei Ihnen ist, ist es nicht so schlimm. Mein Name ist übrigens Jensen und ich wohne die Straße hoch in dem gelben Haus.«

Siebenthal war schon vor Jahren hergezogen und jetzt wurde ihm wieder bewusst, wie einsiedlerisch er lebte. Nicht einmal die Nachbarn in der Straße kannte er. Seine Ehe war seit etlichen Jahren vorüber und der Weinhandel, mit dem er nach seinem Ausscheiden bei der Deutschen Bank im nahen Wismar sein Auskommen zu erwirtschaften versucht hatte, war auch deshalb nie richtig in Gang gekommen, weil er kaum Kontakte pflegte. Inzwischen hatte er das Geschäft aufgegeben und lebte von seinen Ersparnissen.

Er streckte seiner Besucherin die Hand hin. »Gut, Frau Jensen, schön Sie kennenzulernen! Vielleicht sehen wir ja uns dann und wann in feliner Angelegenheit wieder.« Es wäre der passende Moment, sie zu einem Kaffee einzuladen und zum Beispiel über Jasmin alias Fortuna auszufragen. Nur nicht gerade jetzt, wo ... Wenn er ehrlich war, selbst später nicht. Er fürchtete, sie würde ihm mit Trivialitäten über einen Ex-Mann, einen Sohn, ein Rückenleiden oder was auch immer die Zeit stehlen. So war es eben mit ihm.

»Ja, bestimmt«, antwortete sie. »Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Tag«, sagte sie mit einer gewissen Enttäuschung in der Stimme.

Wieder allein und diesmal auch katzenlos, seufzte er und ging zurück ins Arbeitszimmer. Dort erstellte er am PC ein neues Worddokument und gab ihm die Überschrift: »Die Geschichte der Götter und der Menschen.«

Denn jenes heiße Gefühl der Erwartung in seiner Brust, das er am Morgen am Strand verspürt hatte: Es war zurückgekehrt.

...

Siebenthal nahm sich nicht einmal die Zeit, Tippfehler zu korrigieren, während er fiebrig in dem Word-Dokument festhielt, was wie durch eine weit aufgerissene Schleuse von seiner Seele in sein Bewusstsein strömte. *Die Geschichte der Götter und der Menschen*. Begonnen hatte es vor dreizehn Milliarden Jahren mit der Entstehung des Universums. Da waren, soweit sie es selbst zu sagen vermochten, ebenso die drei Götter entstanden, die in der Edda genannt wurden: Odin, den er inzwischen Euródin nannte, und Vili und Vé – deren Namen für ihn keine Rolle spielten. Es sind Wesen aus reinem Geist, sie sind wissend, aber nicht allwissend, auch nicht allmächtig. Sie sind entstanden im Urknall aus Materie und Energie, jedoch sind sie weder das eine noch das andere, sondern etwas Drittes, das wir Menschen nicht, noch nicht begreifen können. Sie sind nicht Schöpfer, sondern Geschöpfte, aus dem Wesen des Universums an sich. Ihr Geist ist für Menschen unermesslich, aber nicht unendlich. Sie können nicht in die Zukunft sehen, denn sie ist nicht vorherbestimmt. Sie beobachten das Universum; doch verändern können sie es nicht, denn sie sind purer Geist. Weil sie nicht Materie sind, altern und sterben sie nicht. Sie benötigen weder Raum noch Energie, deshalb gibt es für sie keine Entropie.

Am Anfang waren sie mit sich allein gewesen. Doch dann ist irgendwann außer ihrem Geist ein weiterer entstanden, irgendwo im Universum. Genauer gesagt, in Lebewesen auf einigen der Planeten, die sie lange beobachtet hatten. Und deren Geist war wie der ihre hervorgegangen aus Materie und Energie. Doch ist er nicht frei, sondern an Zeit und Raum gebunden.

Hier hielt Siebenthal inne, denn er musste erst etwas Wichtiges verstehen: Der Geist, den er selbst offenbar besaß, sonst würde Euródin nicht zu ihm sprechen, nicht zu ihm sprechen können, jener Geist also – war er identisch mit dem, was Wissenschaftler das Bewusstsein nannten? Nein, hörte er in sich. Das Bewusstsein ist eine notwendige Vorstufe, genügt jedoch nicht. Höhere Tiere auf der Erde besitzen es auch in einem schwachen Sinne; doch fehlt der Schritt, den erst der

Homo sapiens vollbracht hat: Der Geist als emergente, aber neue Eigenschaft des Bewusstseins, das noch ganz und gar der Materie verhaftet ist. Das, was wir Seele nennen. Erst diese Seele, die die Materie zu transzendieren vermag, macht uns zu Gefährten der Götter. Von der Materie – dem Körper – zum Bewusstsein, von diesem zum Geist – oder der Seele: Nur das Überschreiten beider Brücken führt vom Leben zum beseelten Leben und damit zu den Göttern.

Anders als der Geist der Götter ist jener der Menschen an die Materie gebunden wie das Muster an das Gewebe des Teppichs, der es verwirklicht. Aber: Gerade dadurch, durch die Verbindung wie durch unsichtbare Fäden, kann er die Materie verändern. *Der Mensch* – wie vermutlich andere intelligente Spezies irgendwo – *kann das Universum verändern. Die Götter können es nicht.* Das ist seine Gabe und zugleich sein Fluch. Denn was mit der Materie in Verbindung steht, muss mit ihr zusammen untergehen. So steht am Ende des Lebens unausweichlich die Entropie, die wir Tod nennen. Alles, was wir je getan, gefühlt und gedacht haben, was wir sind, verlöscht wie unser Leib.

Und die Götter haben verstanden, dass beseelte Lebewesen sich vor ihrem Tod fürchten, dessen sie sich anders als ein Tier bewusst sind. Deshalb begraben wir unsere Toten. So fassten die Götter einen Plan: Im Laufe von Milliarden von Jahren schufen sie die Möglichkeit, eine Verbindung zwischen ihrem und dem Geist beseelter Lebewesen herzustellen. Eine Brücke, über die sie unsere Seelen erreichen können; und an deren Ende ein Schloss zu einer Tür wartet, zu dem sie sich einen Schlüssel gefertigt haben. Es ist, Siebenthal suchte nach einem passenden religiösen Begriff, eine Art ... Weihe, ja eine Seelenweihe. Denn jedes Neugeborene muss erst mit einem Schloss und einem passenden Schlüssel versehen und damit gleichsam geweiht werden – ein Schlüssel auch, sagte etwas in ihm, der nur jeweils einem der drei Götter einen Zugang gewährte.

Durch diese Tür hindurch können sie uns Menschen während unseres Lebens Ratschläge geben, uns trösten, Mut und Kraft spenden und vor der Verzweiflung bewahren. Wenn wir es denn zulassen; denn es ist ein Schloss mit einem Schlüssel auf beiden Seiten. Die Götter besuchen uns lediglich, wenn wir sie in uns hineinlassen. Sie haben

uns gleichsam adoptiert, sind unsere Seelenväter und wir ihre Seelenväter. Und wie sich manche Kinder taub gegenüber ihren Eltern stellen, so auch manche Menschen gegen ihren himmlischen Vater.

Doch damit nicht genug: Die Götter vermögen uns nicht nur während unseres Lebens zu unterstützen – ohne allerdings Wunder zu vollbringen, da täuschen uns manche heiligen Schriften. Sondern im Laufe der Zeit haben sie auch einen Weg gefunden, wie sie unsere Seelen nach dem Tod auffangen und in ihrem eigenen Geist aufbewahren können – was wir »ewiges Leben« oder das Paradies nennen. Damit vermögen sie denen, die an sie glauben, die Angst vor dem Tod zu nehmen, und es kostet sie nicht einmal viel. Denn der Geist beansprucht weder Raum noch Energie; und so können sie im Prinzip unendlich viele Seelen in sich bergen.

Und in jenem Paradies, dessen jeder Gott in seinem Geist sein eigenes unterhält, werden jene belohnt, die sich nicht gegen die Eigenen und damit gegen die Kinder ihres Gottes vergangen haben. Dort vermögen sie ihre Lieben auf Erden wiederzusehen und alles Gute, das ihnen im Leben begegnet ist, erneut zu erleben, sooft sie es mögen – bis sie eines Tages von selbst die Augen schließen. Für sie ist es ein Ort des Friedens und des Glückes.

Für die jedoch, die sich übel vergangen haben an den ihren, gibt es jenen anderen, dunklen Ort, an dem sie das, was sie anderen getan haben, im eigenen Geist erleiden müssen. Und der Ort des Glückes von Euródin heißt Walhalla und der der Finsternis Helheim und es sind die Walküren, die die Seelen zu ihm bringen – Engel und zugleich Instanzen seines eigenen Geistes.

Was aber haben die Götter selbst von all dem, fragte sich Siebenthal plötzlich und hielt wieder mit dem Schreiben inne. Tun sie es nur uns zuliebe? Eigenartigerweise verhallte die Frage zunächst ohne Antwort in seinem Inneren, als zögerte Er. Nach längerer Pause sickerte es doch in sein Bewusstsein: *Weil wir allein waren mit uns selbst; und weil wir nichts verändern konnten.* Plötzlich stand es Siebenthal vor Augen: Die Götter brauchen uns so, wie wir sie brauchen! Ihre Machtlosigkeit als reine Beobachter eines Universums, das sie nicht verändern können ... Wenn sie sich jedoch mit Lebewesen auf der Erde und vielleicht anderswo verbinden, geht ihr Geist über die von

ihnen geweihten Seelen eine Verbindung mit der Materie ein, und so können sie das Universum gestalten.

Aber das war nicht alles, ahnte er. Die Götter – er zögerte, es aufzuschreiben – waren schlicht und ergreifend einsam gewesen, sie hatten niemanden außer sich selbst. Mit den Seelen, die sie zu weihen begannen, schufen sie sich jedoch eine eigene Familie und konnten am Schicksal ihrer »Kinder« teilhaben, ihnen helfen, sich mit ihnen freuen und mit ihnen leiden. Und eine gemeinsame Zukunft für sich und die ihrigen planen.

Wie aber könnte diese aussehen? Wieder herrschte eine Weile Stille in seinem Kopf. Dann hörte er die Stimme Euróbins in sich: *Ich will eins mit euch werden, sodass ihr in mir seid wie ich in euch. Und mit euch eine Welt erschaffen, in der ihr nicht mehr leiden müsst.*

Und die anderen Götter? Diesmal blieb es in ihm stumm. Vili und Vé konnten nicht zu ihm sprechen und Euróbin tat es nicht über sie. Sei es, dass er es seiner Meinung nach nicht wissen musste oder sollte.

Wie aber teilt ihr die Menschen unter euch auf? Und wann ist es dazu gekommen? Siebenthal verstand, dass erst einige Bedingungen erfüllt sein mussten. Erstens musste eine Spezies überhaupt ein Bewusstsein und einen Geist entwickelt haben, das wusste er schon. Sie musste aber auch gleichsam der Mühe wert sein, indem sie nicht in Kürze wieder auszusterben drohte, was im Universum häufig geschehen musste. Siebenthal hatte sich im Zuge seiner Beschäftigung mit Religion ebenso mit der Entwicklungsgeschichte des Menschen an sich beschäftigt. Auch *Homo sapiens*, damals lediglich in Afrika beheimatet, wäre vor gerade einmal 70.000 Jahren beinahe ausgestorben; nur ein paar Tausend von ihm waren noch übriggeblieben, das zeigten Untersuchungen der genetischen Ur-Eva, der *Mitochondriale Eve*.

Doch nicht lange nach der Beinahe-Katastrophe brach ein Grüppchen des erholten Bestandes der afrikanischen Urmenschen zum zweiten Mal Richtung Norden auf, der erste Aufbruch hatte zum Neandertaler in Europa und dem *Homo erectus* in Asien geführt. Das zweite Mal jedoch, das, was man in der Paläanthropologie die Zweite Afrikanische Wanderungsbewegung, diesmal des *Homo sapiens*, nannte, vor ungefähr 50.000 Jahren beginnend – das war der Anfang

von allem gewesen, wusste Siebenthal auf einmal. Die afrikanischen Urmenschen waren über Nordafrika und die arabische Halbinsel bis nach Zentralasien gewandert. Dort waren manche geblieben, andere weiter Richtung Norden über die Beringstraße nach Amerika gewandert, wieder andere hatte es nach Osten gezogen, Richtung Asien, den Rest nach Westen in das heutige Europa. So waren nicht nur die drei menschlichen Großrassen entstanden, sondern auch die Urvölker der Götter.

Ein Name tauchte in Siebenthals Verstand auf: *Ararat*. Der Berg der Arche Noah, allen drei abrahamitischen Religionen heilig und grob betrachtet an der Grenze zwischen Afrika, Asien und Europa gelegen. Nicht dort genau, aber in dieser Gegend war es geschehen. Die erstmalige oder Urweihe von Menschen durch die Götter. Sie hatten sie unter sich aufgeteilt, wie sie eben weitergezogen waren, die späteren Europäer wurden zu Kindern Euródins, die Asiaten zu Kindern Vés und die Afrikaner zu denen Vilis.

Doch wie war es danach weitergegangen? Schließlich wurden jeden Tag neue zu Weihende Seelen geboren. Teilten die Götter sie gleichsam nach ihrem Wohnort auf, eine Art göttliches *Jus Soli*? Siebenthal lauschte in sich und erfuhr, dass sich dies offenbar nicht bewährt hatte, weil die göttlichen Familien durch andauernde Wanderungsbewegungen nie eine ausreichende Stabilität und Homogenität entwickeln konnten. Darüber hinaus konnten oder wollten die Götter nicht in geografischen Grenzen denken. Stattdessen gaben sie sich vier einfache Regeln, an die sie sich bis heute halten: Sind die Seelen beider Eltern eines Kindes vom gleichen Gott geweiht, so gehört auch die Seele dieses Kindes diesem Gott. Sind sie aber unterschiedlichen Göttern geweiht, wird die Seele des Kindes von keinem angenommen, denn dann entstünde Streit zwischen den Göttern, wem es gehören soll. Das Gleiche gilt, wenn beide Eltern keinem Gott geweiht sind, denn auch in diesem Fall können die Götter es nicht ohne Streit entscheiden. Ist jedoch zum Vierten ein Elternteil einem Gott geweiht, ein anderer aber keinem, weil seine Eltern keinem oder

unterschiedlichen Göttern gehörten, dann wird es dem Gott des geweihten Elternteils zugeschlagen.

So wird es entschieden. Was aber hat es für Folgen, wenn die Seele eines Kindes ungeweiht bleibt, zum Beispiel, wenn sein Vater ein Asiat und seine Mutter eine Europäerin ist? Nun, dann bleibt es in dem Zustand vor der Urweihe. Kein Gott kann seiner Seele beistehen, während es lebt, und kein Gott fängt sie auf, wenn ihr Leib stirbt. Die Seele verlöscht kurz nach dem Tod und verliert sich im Universum. Das Paradies bleibt ihr verschlossen.

Siebenthal übersetzte dies für sich in die Zugehörigkeit zu Rassen. Haben zwei Angehörige der gleichen Rasse ein Kind miteinander, ist es unproblematisch. Zeugen jedoch etwa ein Afrikaner und eine Europäerin gemeinsam ein Kind, bleibt es ungeweiht. Dies gilt auch, wenn zwei Mischlinge gemeinsam ein Kind zeugen. Wenn wiederum ein »Reinrassiger« und ein Mischling ein Kind bekommen, dann wird es zum Kind des Gottes des »Reinrassigen«. Das wiederum musste aber zu einer gewissen genetischen Vermischung der Urvölker führen. Anders als manche Rassisten offenbar glaubten, waren Rasse und Zugehörigkeit zu einem Gottesvolk nicht einfach gleichzusetzen, sie liefen nur in eine ähnliche Richtung. Rassen, um die es den Göttern wohl gar nicht in erster Linie ging, gab es überdies in fließenden Übergängen. Die Seele hingegen war stets einem bestimmten oder keinem Gott geweiht.

Siebenthal überlegte nun, was die Folgen sein mussten, wenn die Menschen nicht dem gleichen, sondern verschiedenen Göttern – oder gar keinem – geweiht waren. Eine Folge war sicherlich, dass sie auf Erden bunt durchmischt zusammenleben mochten, sich ihr Schicksal aber spätestens nach dem Tode schied; denn ob auf Erden verwandt, verheiratet oder befreundet: Ihre Seelen wurden in unterschiedliche Paradiese beziehungsweise in gar keines überführt. Nicht einmal die eigenen Kinder gelangten notwendigerweise zu ihren Eltern ins Paradies, sondern nur, wenn sie vom Gott des Elternteils geweiht waren.

Eine andere, ebenso offensichtliche Folge war: Nun, die Götter betrachteten ihre geweihten Völker als ihre eigene Familie. Und von einem Familienmitglied erwartete man, dass es sich loyal zu dessen

Oberhaupt und brüderlich zu den anderen verhielt und sie besser behandelte als Familienfremde. Was das konkret bedeutete, darüber musste Er ihn noch aufklären. Klar schien in jedem Fall: Die Götter erwarteten Loyalität – für sich selbst, aber auch für die gleichgeweihten Brüder und Schwestern.

Was Siebenthal wiederum zu einer besonders schwierigen Frage führte: Woher wusste man überhaupt, welchen Gottes Kind man war, wo dies offensichtlich so weitreichende Folgen zeitigte? Wenn es die Rasse allein nicht zwingend war, beziehungsweise sie sich nicht immer eindeutig festlegen ließ? Wann war man ein »Mischling« und wann noch »reinrassig«? Er selbst spürte es in seinem Inneren, seine Seele sagte es ihm: Er hatte sich nie anders als ein Europäer gefühlt, also war er einer. Doch das musste nicht für jeden gelten.

Eine bessere Antwort, als die eigene Seele zu befragen, konnte auch Er ihm offenkundig nicht geben. Und dieser Gedanke führte Siebenthal zum nächsten: Wie konnte Euródin eigentlich noch Oberhaupt eines Gottesvolkes sein, wenn fast niemand mehr an ihn glaubte? Wenn es nur einige versprengte Neuheiden gab und die Skandinavier in folkloristischer Anhänglichkeit ab und zu Schiffsrümpfe – oder Käsepackungen – mit seinem Namen zierten? War damit nicht auch sein Gottesvolk ausgestorben? Nein, sagte sich Siebenthal. Euródin weihte nach den Milliarden von Jahren alten Regeln weiter die Seelen seiner Kinder, ob sie sich nun zu ihm bekannten oder sich seiner überhaupt bewusst waren oder nicht.

Das führte ihn allerdings zur nächsten Frage: Wenn er die großen Weltreligionen betrachtete, war Vés Religion eine Mixtur aus Buddhismus, Hindu- und Schintoismus, ergänzt durch die Philosophie des Konfuzianismus. Reichlich verschwommen, aber um Vé, der hier offenbar nicht für Einheitlichkeit hatte sorgen können oder wollen, ging es Siebenthal nicht.

Wie hingegen stand es mit Vili? Der Gott der Afrikaner war offensichtlich Herr dreier Religionen: Des Judentums, des Christentums und des Islams, begründet jeweils in Afrika durch die drei aufeinander folgenden Propheten Moses, Jesus und Mohammed. Wenn Mohammed kein Betrüger war, sondern der aufrichtige Bote seines Gottes, dann musste er in Vilis Augen die letztgültige Version seiner

Religion vertreten und Juden- und Christentum folglich überholt sein. Wozu sonst hätte Vili ihn ernannt? So weit hatten ihn schon seine Überlegungen in »Die Phänomenologie Gottes« geführt. Dass aber Juden und Christen einer veralteten Religion anhängen, die ihr eigener Gott nicht mehr akzeptierte, war eigentlich nicht mehr Siebenthals Problem. Oder vielmehr: Es müsste es nicht mehr sein, wenn nicht die Europäer, sofern sie überhaupt noch an Gott glaubten, überwiegend Christen wären und damit unfassbarer Weise der Religion eines fremden Gottes, nämlich Vilis, anhängen, anstatt der ihres eigenen.

Siebenthal erinnerte sich an das, was er über die Ausbreitung des Christentums wusste. Es war aus dem Judentum entstanden und über jüdische Gemeinden in Kleinasien und jüdische Sklaven im Römischen Reich nach Europa gelangt. Im vierten Jahrhundert war es in Rom zur Staatsreligion geworden und hatte sich ab dem fünften nördlich der Alpen auszubreiten begonnen. Die letzten Heiden waren im elften Jahrhundert in Skandinavien bekehrt worden, nicht immer freiwillig. Wie aber hatte Euródin dies zulassen können? Warum hatte Er nicht rechtzeitig einen eigenen Propheten ernannt? Ähnlich musste auch Vé sich dies fragen lassen; denn auch in sein Reich hatte sich Vili mit dem Islam tief hineingefressen, dachte man an Pakistan, Bangladesch und Indonesien. Gleiches galt für Korea und das Christentum.

Was für ein Schlamassel! Siebenthal seufzte und rieb sich die Augen. So vieles wusste er nun. Anderes würde er zumindest heute nicht mehr erfahren; denn auf seine letzte Frage nach der Ausbreitung des Christentums schwieg Euródin hartnäckig, als wäre ihm da etwas peinlich. Ein Donnerrollen riss Siebenthal aus seinem Grübeln. Er speicherte eilig die Datei und druckte sie aus, ehe ihm noch ein Blitzschlag alles zunichtemachte. Dann ging er zum Fenster. Das Unwetter, das seit Tagen vorhergesagt worden war, näherte sich mit einer Wand schwarzer Wolken der Küste. War es ein Zeichen, dass er seine Offenbarung ausgerechnet an einem Tag empfangen hatte, an dem die Natur sich so dramatisch gebärdete?

Wie auch immer: Der kleine Junge, der ehemals den Himmel befragt hatte, was Gott sei und was Er von ihm erwarte, kannte nun,

nach Jahrzehnten, die Antwort: Es waren drei Götter und er, Siebenthal war der Prophet des einen, Euródins.

Das war der Sinn und Zweck seines Lebens, nach dem er so lange gesucht hatte.

...

Siebenthal genoss die frische, kühle Luft, die seit dem Gewitter vor drei Tagen über der Küste lag. Er saß in seinem Korbsessel auf der Terrasse, vor sich das Meer, das er über die Düne hinweg bis zum Horizont betrachten konnte. Ein paar Segelschiffe, ein Frachter, eine Fähre, das übliche. Doch inzwischen sah er die Ostsee mit neuen Augen. War es Zufall, dass es ihn – als gebürtiger Frankfurter eher ein Kind des Südens – nach seinem Ausstieg aus dem Investmentbanking in den Hohen Norden verschlagen hatte? Er erinnerte sich noch, wie aufgeregt er bei seinem ersten Urlaub hier an den Strand gelaufen war und die Wellen, die ihm entgegenschlugen, freudig wie alte Bekannte begrüßt hatte. Nachdem er zuvor die ganze Welt bereist hatte und an den Gestaden der Sieben Weltmeere gestanden war.

Direkt vor ihm, hinter dem Horizont, wartete Dänemark, im Norden Schweden und Norwegen, im Westen Großbritannien und im Osten Polen. Es war Sein Meer, die Wiege dessen, was Siebenthal in einer Eingebung die *Zweite Europäische Zivilisation* nannte, nach der ersten griechisch-römischen. Und er fühlte sich hier, zwischen all den Norddeutschen, auf Anhieb heimisch, als hätte er immer hierhergehört.

Zeichen, von denen es, überlegte er, weitere in seinem Leben gegeben hatte. Während seiner Ehe hatte ihn zum Beispiel Dolores mit der spontanen Idee verblüfft, in die Kiesfläche hinter ihrem neuen Frankfurter Reihenhaus eine Othala-Rune legen zu lassen. Auch wenn er es am Ende nicht getan hatte: Wie war er überhaupt darauf gekommen? Damals befasste er sich weder mit Runen noch mit nordischer Religion. Als hätte ihn da schon jemand anstupsen wollen und er war nur zu begriffsstutzig gewesen.

Siebenthal griff zu dem Ausdruck seines Textes »Die Geschichte der Götter und der Menschen«, den er am Morgen nochmals überarbeitet hatte. Er gab der neuen Religion, nichts weniger war es ja, inzwischen den Namen *Tritheismus* – auch wenn der Begriff in theologischen Kreisen bereits zur Kritik der christlichen Trinitätslehre von Gottvater, Gottessohn und Heiligem Geist verwendet wurde. Und er

scheute sich nicht, es nicht *eine* neue Religion, sondern *die* Religion *an sich* zu nennen. Es war nichts weniger als eine kopernikanische Wende des Glaubens. Weder gab es Tausende von Göttern noch nur einen, sondern genau drei. Und diese hatten nicht die Welt erschaffen, sondern waren mit ihr erschaffen worden. Sie hatten auch den Menschen nicht erschaffen und ihm keine Seele verliehen. Sie verliehen ihm lediglich ihren göttlichen Hauch – was in der Edda als *Önd* und im Hinduismus als *Atman* beschrieben wurde – und weihten sie damit und schufen eine Verbindung.

Weder kannten sie die Zukunft, noch konnten sie Wunder vollbringen, sie konnten überhaupt nur durch die Verbindung zu »ihren« Menschen die Materie beeinflussen. Für das unbeseelte Universum waren sie damit eigentlich nicht wichtig – umso mehr für den Menschen und andere Zivilisationen im All, derer sie sich angenommen haben mochten. Denn wir, die Menschen, waren nunmehr Mitglieder dreier göttlichen Familien, es sei denn, unsere Eltern gehörten unterschiedlichen oder keinen Göttern an und wir wären ungeweiht geblieben. Und als Mitglieder einer solchen göttlichen Familie besaßen wir Rechte, zum Beispiel auf Rat und Zuspruch und Eingang in eines der drei Paradiese. Aber wir besaßen auch Pflichten: Treue, Brüderlichkeit und sicher ein gewisses Maß an Verehrung.

Diese allgemeinen Pflichten galten natürlich ebenso für ihn – jedoch konnte es damit in seinem Fall kaum sein Bewenden haben. Euróðin dürfte ihn nicht nur ins Vertrauen gezogen haben, um eine Neugier zu befriedigen, die ihn seit seiner Kindheit gequält hatte. Er erwartete von ihm etwas Besonderes, so viel war Siebenthal bewusst. Doch was genau? Was sollte er tun? Noch ein Buch schreiben? Für das erste hatte er trotz langer Suche keinen Verlag gefunden und es am Ende mittels eines Dienstleistungsverlages selbst veröffentlicht. Niemand rezensierte es, niemand berichtete darüber, und natürlich verkaufte es sich nicht. Wieso sollte für ein zweites Buch, diesmal eben der »Geschichte der Götter und der Menschen«, etwas anderes gelten? Nur weil er behauptete, ein Prophet zu sein? Er konnte sich das Gelächter in den Verlagslektoratoren vorstellen. Oder sollte er den Text vervielfältigen und auf dem Wismarer Marktplatz wie Werbezetteln verteilen?

Nach der ersten Euphorie breitete sich Ratlosigkeit in Siebenthal aus. Selbst wenn er all dies auf sich nähme: Was genau erwartete sein Gott – von Seinem Volk im Allgemeinen und ihm im Besonderen?

Die innere Stimme in ihm schwieg und das brachte ihn auf die Idee, Ihn doch in einer Zeremonie anzurufen und damit seiner Bitte um Erleuchtung Nachdruck zu verleihen. Siebenthal schöpfte aus den Tiefen seines Gedächtnisses, was er je über den nordisch-germanischen Kult gelesen hatte und überlegte, was davon er mit seinen bescheidenen häuslichen Mitteln bewerkstelligen konnte. Auf das Opfer eines ausgewachsenen Stieres musste Euródin jedenfalls vorerst noch warten, nicht einmal Blut fand sich im Haus, es sei denn, er zapfte sein eigenes ab.

Siebenthal machte sich auf den Weg zum Dachboden. Als Erstes fummelte er aus einer staubbedeckten Kiste einen Triangel hervor, den ihm sein Vater als Kind geschenkt hatte. Dann brachte er aus einer Schachtel die Bernsteinkette seiner Großmutter zum Vorschein. Er hatte sie nach der Hochzeit Dolores verehrt, die sie aber nur ein einziges Mal getragen hatte. Als gebürtige Kolumbianerin musste ihr der althehrwürdige Schmuck noch altmodischer vorgekommen sein als einer Deutschen und nach der Scheidung hatte sie ihm die Kette zurückgegeben, zumal sie keinen großen Wert besaß. Nun allerdings konnte sich das Familienerbstück noch einmal nützlich machen. Denn Räucherwerk gehörte für Siebenthal zu jeder religiösen Zeremonie, und Weihrauch besaß er nicht und empfand das Harz dieser ausschließlich in Afrika wachsenden Pflanze auch als unpassend. Bernstein jedoch stellte ebenfalls ein räucherfähiges Harz dar. Das Gold der Ostsee, die mythischen Tränen der Freya – was konnte geeigneter sein?

Im übrigen Haus fand er, was er sonst noch brauchte: einen Mörser für den Bernstein, ein Pfännchen, um ihn zu schmelzen, ein Rechaud zum Erhitzen, eine rote Tischdecke, Streichhölzer, eine Kerze und zuletzt einen Kompass.

Seinen kleinen Beistelltisch auf der Terrasse funktionierte er kurzerhand zum Altar um. Er bedeckte ihn mit dem roten Tuch, stellte das Pfännchen mit dem zermahlene Bernstein auf den Rechaud, zündete diesen zusammen mit der Kerze an und legte sich den

Triangel und den Kompass zurecht. Als der Rauch des Bernsteins die Terrasse in einen aromatischen Harzduft ohne das Stechende des Weihrauchs tauchte, griff er zunächst zum Kompass und richtete sich mit seiner Hilfe nach Norden aus, für ihn die logische Gebetsrichtung. Was für den Muslim der Osten war, das war für den Europäer nun einmal der Norden.

Danach leitete er ähnlich wie bei einer katholischen Messe die Zeremonie – Ding! Dong! – mit zwei Triangelschlägen ein, verneigte sich und legte die rechte Hand auf sein Herz. *Wie soll ich Dich ansprechen*, fragte er sich auf einmal. Er entschied sich für das, was die Edda überlieferte: »Heil dir, Euródin!«

Siebenthal legte eine Pause ein, dachte kurz nach und ergänzte: »Du Vater meiner Seele.« Denn genau dies waren die Götter für die Menschen: nicht ihre biologischen Väter, aber die Adoptivväter ihrer Seele.

»Ich danke Dir für all das Wissen, das Du mir beschert hast und das mich glücklich macht«, fuhr er fort. »Ich will Dir treu dienen, so gut ich es vermag, und bitte dich einzig und allein: Gib mir einen Hinweis, was genau Du von mir erwartest, was ich für Dich tun soll. Ich werde es dann getreulich tun.«

In den Himmel schauend, ließ er seine Worte verklingen. Hatte Er ihn gehört? Und würde Er ihm antworten? Eine Art heilige Stimmung bemächtigte sich seiner, das Ritual zeitigte zumindest in ihm seine Wirkung, als hätte er mit den wenigen Handgriffen und Worten eine Schwelle übertreten von der profanen Alltagswelt in ein Heiligtum. Selbst als er zu seiner Enttäuschung vorerst keine Antwort erhielt, ergriff ihn das Gefühl, etwas Außerordentliches getan zu haben. Er beendete das Ritual mit einer weiteren Verneigung und einem einzelnen Triangelschlag und löschte feierlich die Kerze und den Rechaud.

Danach saß er noch lange gedankenverloren im Sessel vor seinem kleinen improvisierten Altar.

In der Nacht erhielt er die Antwort. Siebenthal erwachte wie aus einem Traum, knipste das Licht seiner Nachttischlampe an und

kritzelte in den Notizblock, der stets mit einem Kugelschreiber auf dem Nachttisch bereitlag:

1. Berichte die Wahrheit über die drei Götter und ihre Völker.
2. Gründe eine Gemeinschaft für meine Kinder.
3. Beschwöre sie, unter sich zu bleiben und sich zu erhalten bis Ragnarök.

Siebenthal traute kaum seinen Augen, als er durchlas, was er hastig notiert hatte. Ein Blick auf die Nachttischuhr verriet ihm, dass es halb drei Uhr morgens war. Doch an Schlaf war nicht mehr zu denken. Er lief mit dem Notizzettel in der Hand im Pyjama nach unten und ging zuerst in die Küche, um sich eine Kanne grünen Tee zu brauen. Mit ihm betrat er sein Arbeitszimmer, schaltete den PC an, zog alles, was er an Monografien über die nordische Religion gesammelt hatte, aus seinen Bücherregalen und stapelte sie auf seinen Schreibtisch. Er setzte sich auf den Drehstuhl und las sich die Traumbotschaft ein zweites Mal durch.

Es war nicht der erste der drei Punkte, der ihn irritierte, ja ängstigte. Dass er die empfangene Botschaft weiterverbreiten sollte, verstand sich fast von selbst, auch wenn er noch nicht wusste, wie. Das zweite, »eine Gemeinschaft gründen«, war ebenfalls wenig überraschend. Zwar empfand er sich – sein Leben lang ein Einzelgänger und Außen-seiter – als nicht gerade prädestiniert für die Aufgabe, seinem Gott eine Kirche zu gründen; und nichts anderes konnte damit gemeint sein. Sein Experiment vor einigen Jahren etwa, durch die Mitgliedschaft in einer Partei im organisierten gesellschaftlichen Leben Fuß zu fassen, für Kaninchenzucht interessierte er sich nun einmal nicht, hatte er bald abgebrochen. Zu sehr stießen ihn die Intrigenspiele, die Machtkämpfe, die Wichtigtuerei und der Mangel an Loyalität zur Partei und zu den angeblichen Partei-»Freunden« ab. Dennoch: Selbst hier würde er über seinen Schatten springen, wenn es sein musste und ihm jemand half.

Was ihn jedoch fassungslos machte, war der dritte Punkt: *unter sich zu bleiben und sich zu erhalten bis Ragnarök*. Jeder Bestandteil des schlichten Satzes war auf seine eigene Weise unerhört. Unter sich

bleiben: Siebenthal betrachtete die Aufteilung der Menschheit in drei Urvölker, vier, wenn man die Ungeweihten hinzunahm, als etwas göttlich Gegebenes, das nur bestätigte, was er intuitiv schon immer empfunden hatte. Vermutlich würde man es auch in Asien und Afrika so achselzuckend wie er hinnehmen; dort hatte man nie etwas anderes gedacht. Doch in Europa, besonders in Deutschland, lagen die Dinge anders. Es war nichts anderes als die Negierung des linken Dogmas »Alle Menschen sind gleich«; denn nun waren sie auf einmal ungleich in Bezug auf ihre Zugehörigkeit zu einem Gottesvolk und mussten einander zwangsläufig auch ungleich behandeln.

Siebenthal war kein Experte auf diesem Gebiet, aber es schien ihm unvermeidlich, dass dies den Vorwurf von Rassismus, »Menschenfeindlichkeit« und somit Verfassungswidrigkeit nach sich ziehen musste. Denn eine ethnisch – oder religiös – begründete Ungleichbehandlung war mit einer »Nie-wieder-Hitler«-Verfassung wie der des Grundgesetzes wohl kaum zu machen. Was hatte Er sich eigentlich dabei gedacht, ausgerechnet einen Deutschen damit zu beauftragen? Sollte es sich etwa um eine Art göttlichen Humor handeln?

Doch nun gut: Gefahr erkannt, Gefahr gebannt, mochte er sich trösten. Hier galt es mit größter Sorgfalt eine Mauer zu errichten zwischen der Sphäre des Privaten beziehungsweise Religiösen und der des Politischen. Als Umstürzler betrachtete sich Siebenthal wahrlich nicht. Ihm ging es um Erkenntnis, nicht Veränderung, und er meinte es im Grunde mit allen ausschließlich gut. Selbst die Nichteuropäer mussten doch wissen, dass sie einen eigenen Gott besaßen, und er verlangte von ihnen auch nicht, dass sie ihn wie einen der ihren behandelten.

Die größten Bedenken verursachte ihm jedoch der zweite Teil des Satzes: *sich zu erhalten bis Ragnarök*. Tröstlich immerhin, dass Euróðin ihm »nur« auferlegte, die Seinen zu beschwören, und nicht gleich die Verantwortung für ihr Überleben in seine Hand legte. Propheten waren die Mündler der Götter, nicht die Vollstrecker ihres Willens. So sollte es zumindest sein. Ragnarök, das »Schicksal der Götter«, war die nordische Version des Weltuntergangs, das wusste er natürlich. In Grundzügen, da brauchte er gar nicht in die Bücher auf dem Schreibtisch hineinzusehen, ging es darum: Ein mehrjähriger

Fimbulwinter leitete das Ende ein. Ein Erdbeben befreite anschließend den einst von den Asen gefesselten Fenriswolf und sorgte für eine Flut, die die Midgardschlange an Land brachte und das Totenschiff Naglfar flottmachte. An dessen Bord befanden sich die Riesen, seit jeher die Feinde der Menschen und Götter. Und Riesen, Fenriswolf und Midgardschlange stürmten gemeinsam Asgard, um die Götter herauszufordern, an deren Seite die Einherjer, die auf Erden gefallenen Krieger in Walhalla, kämpften.

Gut war die Sache seiner Erinnerung nach jedenfalls weder für die Menschen noch für die Götter ausgegangen. Was bezweckte Euródin also mit diesem Teil seines Auftrages? Wozu sollte er sein Volk erhalten, wenn es am Ende unterging?

Nun schaute er doch in seine Bücher hinein und musste sich hinterher zumindest zum Teil korrigieren: Zwar endete mit Ragnarök die Welt, aber Odin wurde nach der Edda wiedergeboren und erschuf zusammen mit den übrig gebliebenen Asen eine neue. Das Weltbild der Germanen unterschied sich in diesem Punkt ganz wesentlich vom christlichen: Während das Christentum eine lineare Richtung zeichnete, von der Vertreibung aus dem Paradies über die Apokalypse bis zur endgültigen Errichtung eines Friedensreiches Gottes, verlief die Geschichte für die indogermanischen wie für die meisten Völker zyklisch. Ein steter Kreislauf des Werdens, Seins und Vergehens, auch deshalb war die Zahl Drei den Germanen heilig. Und dies wiederum stimmte womöglich nicht nur zufällig überein mit der wissenschaftlichen Hypothese eines expandierenden, damit wieder vergehenden und irgendwann – hoffentlich – neu entstehenden Universums.

Wie, wenn Ragnarök also lediglich ein Bild Euródings wäre, mit dem Er allgemein Gefahren für sein Urvolk beschrieb, die es auszuhalten galt, bis ein neuer Zyklus anbrach? »Sich erhalten«, hatte Er ihm aufgegeben, irgendwie überleben und die Saat bewahren, bis wieder bessere Zeiten anbrachen, ganz wie im Mythos. Oder stellte Er sich etwas Konkretes vor?

Niemand weiß, was Ragnarök sein wird und wann es sein wird, selbst die Götter nicht, hörte er plötzlich in sich. Ihr müsst euch vorbereiten auf das, was ihr nicht kennt.

Darüber dachte Siebenthal nach. Wie bereitete man sich auf etwas vor, von dem man nicht wissen konnte, was es war? Mancher Hinweis ließ sich möglicherweise der Edda entnehmen. Die Riesen und die Midgardschlange hausten der Sage nach in *Utgard*, der Außenwelt, die *Midgard*, die Menschenwelt, umgab, über der sich wiederum *Asgard*, das Heim der Götter, erstreckte. Nun konnte man die Riesen mit den anderen Urvölkern gleichsetzen, von denen vielerlei Gefahren drohten, von der schleichenden Landnahme und Verdrängung bis zu Krieg, Eroberung und Vernichtung – etwas, das auch die Europäer in ihrer Geschichte verübt hatten. Die Midgardschlange wiederum stand für die Gefahren der Natur, von kosmischen Katastrophen bis hin zu Seuchen.

Blieb der Fenriswolf. Der war der Sage nach Sohn einer Riesin und des Loki, eines dunklen, zwiespältigen Gottes des nordischen Pantheons. Damit war er zum Teil ein Fremder und zum Teil einer aus den eigenen Reihen – das unterschied ihn von den Riesen und der Midgardschlange. Also stand er für den inneren Feind, der das Eigene zerstörte und mit den äußeren Feinden zusammenarbeitete.

All diese Dinge mochten für die Menschen ferne, schreckliche und zum Glück rare Ereignisse sein. Für die Götter jedoch, die ihr Geschäft seit Milliarden von Jahren betrieben, musste es alltäglich sein. Selbst das irdische Sonnensystem war einst aus den Trümmern eines älteren entstanden. Doch half ihm dies weiter? Es galt sich somit gegen Kriege, Naturkatastrophen und das selbstzerstörerische Wüten des inneren Feindes zu wappnen. Nur, was genau hieß dies und wie sollte man sich darauf vorbereiten? Einigkeit, notfalls: Einigung, Wachsamkeit und das Horten von Dingen, die man brauchen würde, von Vorräten über Wissen bis hin zu Gebräuchen und kollektiven Erinnerungen, mehr fiel ihm vorerst nicht dazu ein.

Siebenthal seufzte und kippte die Tasse des inzwischen kalt gewordenen Tees in einem Schluck hinunter. Durch die Vorhänge seines Arbeitszimmers drang das Licht des kommenden Tages.

Heute zumindest ging für ihn und die Seinen die Sonne noch einmal ganz ohne Vorbereitung auf. Doch Zeit zu verlieren hatten sie nicht.